

125

SATBLET

des

Siebenbürger Wochenblattes.

N^o 92.

Kronstadt, den 14. November.

1844.

An den Satelliten.

Ein Trostwort.

»Mit Erstaunen und mit Grauen« hat der Einsender dieses die Klage des »sterbenden Satelliten« gelesen. Dieses Erstaunen und dies Grauen aber empfand er anfangs über den veränderten Geist des Satelliten selbst, der ihm zu vergessen schien, daß wir in einem freien Lande leben, wo Jeder auf das Blatt pränumeriren kann, das ihm gefällt. Bald jedoch wurde dem Schreiber klar, daß der fünfjährige Iose Schalk nur die Redefigur »Ironie« gebrauchte, d. h., daß er oft etwas ganz Anders meine, als er sagt. Und so wurde aus dem »Strafwort,« wozu wir anfangs entschlossen waren, ein »Trostwort,« das, da denn doch der Satellit meinen mag, der Himmel wolle seit der letzten Zeit sich trübe für ihn überziehen, zur Aufrechthaltung seines Muthes vielleicht etwas beiträgt.

Es geht nämlich das dunkle Gerücht, daß bei Gelegenheit der Besprechung der Taggelderfrage *) hier und dort drohende Reden gefallen darüber, daß es jetzt hoch an der Zeit, dem Satelliten das Maul zu stopfen. Wenn der fünfjährige Bube so schlimme Reden führe, was würde erst geschehen, wenn er in die Flegeljahre komme. Würde der Bote, der jetzt in den besten Mannsjahren doch oft nur schwach und hinkend gegen den Tollen auftreten könne, dann nicht durch vorgerücktes Alter leidender noch weniger im Stande sein, den Stürmen die Spitze zu bieten? Dazu taue Vielleserei nichts. Das hätte das preussische Cultusministerium nur neulich erkannt. Und das seien doch kluge Leute. Daher eine Zeitung genug. Also solle man dem Satelliten auf irgend eine Weise die Concession entziehen, ein christliches Begräbniß bestellen, Anstands halber ein bißchen weinen, im Stillen aber mit dem Dichter beten: »Gott wahr uns vor frühlichem Auferstehn!«

Sieh, Freund Waffenträger, so schleicht das Gerücht im Lande umher. Und was das Entsetzliche ist: in vorsichtweisen Kreisen soll jene Ueberzeugung herrschen. Die Kunde davon ist gewiß auch zu Dir gedrungen; sie hat Dich, gesteh es nur, geängstet, nicht die Pränumeration. Doch Muth gefaßt: jenes Ge-

rücht ist nicht wahr, wie Dir gleich ein äußerer und innerer Grund beweisen soll.

Die Unwahrheit desselben beruht zunächst auf seiner Unmöglichkeit aus innern Gründen. Jeder Vernünftige nämlich, folglich auch ein Vorsichtweiser, ist überzeugt, daß ein Versuch zur Unterdrückung der Rede freimüthiger Männer die ärgste Schande ist, welche eine deutsche Verwaltung treffen kann; wobei zugleich Jeder weiß, daß man die öffentliche Meinung mit Gewalt doch nicht zu unterdrücken vermag. Daß aber der Satellit Träger der öffentlichen Meinung, daß er namentlich in der Taggelderfrage dem Volk aus der Seele gesprochen, davon kann sich Jeder überzeugen, der sich davon überzeugen will. Läßt man daher den Satelliten eingehen, so wird es an einem andern Organ zur Verbreitung seiner Ansichten nicht fehlen, so lange noch der Geist lebt, der in jenem gewaltet. Ja durch solchen Widerstand würde seine Macht wachsen, grade wie neulich in einer deutschen Zeitschrift geschrieben stand: »Mit andern Waffen, als den der Wissenschaft die Kritik bestreiten, wäre unehrlisch, ja völlig unnütz, wenn es überhaupt möglich wäre. Offene Gewalt gegen sie anwenden hieße offen sich für ohnmächtig erklären. Damit wäre der Sieg der Kritik proclamirt, damit wäre ihr neuer Muth und neue Macht gegeben.« Sieh Freund, das wissen Deine vermeintlichen Gegner ebenso wohl, als Deine Freunde, und daher ist es unmöglich, daß jene zu einem Mittel greifen, das Deine Macht nur verstärken müßte.

Man kann den Schmetterling in die Puppe
Zurück nicht zwingen;
Wir sind am Braten, wer will die Suppe
Uns wieder bringen?

Dazu kommt aber, daß man ja vor nicht langer Zeit, soviel wir wissen, von höchsten sächsischen Orten den Boten und das Wochenblatt als Förderer deutschen Volksthumes, Vaterlandsliebe und anderer schönen Tugenden angelegentlich empfohlen, daß die Universität selbst gegen jede Beschränkung der deutschen Presse sich erklärt hat; wie könnte man Dich also verfolgen wollen! Soll man doch in Folge jener Empfehlung hie und da in sächsischen Kreisen den Boten aus öffentlichen Cassen halten — gewiß lobenswerth; — wird

*) Ein »Hoch« ihrem Verfasser!

doch dieselbe Gunst auch dem — siebenbürgischen Volksfreund, erzeigt: und Dich allein sollte man steifmützlich behandeln! Gewiß nicht! Muth gefaßt; das nächste halbe Jahr kommt die Reihe auch an Dich. Wenigstens hoffen wir, daß die Abgeordneten zu den Kreisversammlungen, die doch nächstens, wenn die Tageliederfrage wieder vorkommt, gewiß so stimmen werden, wie der Satellit im Sinne des Volkswohls es will, zum Danke den Lehrer nicht dem Boten hintansezen werden.

Daher, Freund Satellit, nicht verzagt! Du siehst ja, es ist vernünftigerweise nicht wohl möglich, daß Jemand Dir zu Leibe wolle. Ist es aber dennoch der Fall, — denn o des Unvernünftigen geschieht soviel — und fehlt es dabei nicht an Einzelnen, »die Dich ver-rathen,« so laß sie abfallen in Gottes Namen, auf daß die Spreu sich sondere von dem Korne. Des letz-tern bleibt gewiß auch übrig. Behalte Du nur stets den Männerhut auf dem Kopf und bei den Verfolgungen der Gegner tröste Dich mit dem schönen Rückert-schen Worte:

Wenn das Gute würde vergolten,
So wär es keine Kunst es zu thun;
Aber ein Verdienst ist es nun,
Zu thun, wofür Du wirst gelolten.

Die staatsbürgerliche Wichtigkeit der Ge- werbe. *)

(Aus den Andeutungen zu einer Gewerbeordnung für das Kö-nigreich Preußen. Von Treumund Welz.)

Die allgemeine Gewerbefreiheit hat keinen andern Zweck, als die natürlichen Anlagen eines jeden Men-schen sich frei entwickeln zu lassen, dadurch für jeden Stand die Glieder zu gewinnen, die durch Anlage und Lust zum frei gewählten Stande ihm die willkommen-sten und tüchtigsten werden müssen, denen kein Hinder-niß zu ihrer möglichsten Ausbildung und zur Benutzung ihrer Kräfte entgegentritt, und die dann vollkommen in ihrem Berufe, jeglicher in seinem Kreise, mit seiner nach allen Richtungen erkannten Wohlfahrt, die Wohl-fahrt des Staats fördern.

Selten aber ist der Mensch sich seines bürgerlichen Berufs, besonders in der Zeit, wenn er sich eben zu

*) Dieser Aufsatz ist für den Gewerbestand in Preußen geschrieben, wie aus der angegebenen Quelle ersichtlich ist; er ist zwar ungemein derb, enthält aber doch viel Wahres. Einige Stellen, worunter diese: »zum Handwerk werden lauter dumme Narren und Ochsenköpfe verwendet,« sind durch aus nicht auf unsere Verhältnisse anzuwenden, jedoch verdient einiges Andere von unsern Gewerbsleuten sehr beherzigt zu werden. D. Red.

einem solchen vorbereiten soll, ganz bewußt, und nur zu sehr wirken Nebenumstände auf ihn ein; am öf-tersten seine äußere Lage und seine Ansicht über die Behaglichkeit und das Ehrenvolle seines künftigen Berufs.

Der letztere Umstand besonders ist es, der zu den größten Mißgriffen verleitet, und hier hat der Staat positiv einzuschreiten, weil er es eben ist, der verlei-tend wirkt. —

Der Staat hat im Allgemeinen die Wichtigkeit der producirenden Gewerbetreibenden nicht verläugnet; es ist ihnen das freieste Feld zu ihrer Ausbreitung ge-geben, ja durch die wichtige Einrichtung der Städte-ordnung ist denselben die Verwaltung ihrer stadtbür-gerlichen Angelegenheiten übertragen, und damit die Ueberzeugung ausgesprochen worden, daß man sie aller Bevormundung entwachsen und vollkommen für ihren Beruf auch in dieser Rücksicht gebildet glaubt.

Während der Staat aber mit ängstlicher Sorge das Prinzip der äußern Ehre aufrecht zu erhalten be-müht ist, in diesem Stande die leichte, in dem andern die schwere Pflichterfüllung, oft sogar nur den ehrend auszeichnet, der seinen Vortheil allein und in mittelba-erer Folge den seiner Untergebenen fördert, bleibt der Gewerbetreibende allein der sogenannte Handwerker, aller ehrenden Auszeichnungen leer, und somit die staatsbürgerliche Wichtigkeit dieses Standes ver-läugnet.

Nicht als ob wir der Meinung wären, daß große Zwecke nur durch kleinliche Rücksichten gefördert wer-den könnten; kleinliche Rücksichten aber, wenn sie in dem problematischen Gebiete der äußern Ehre, in streng monarchischen Staaten festen Fuß gefaßt haben, hin-dern gewiß die Erreichung großer Zwecke.

Die Vernachlässigung solcher scheinbar kleinlicher Rücksichten ist leider eine alte Sünde und in Deutsch-land schrieb schon vor beinahe 150 Jahren der Frei-herr v. Schröder in seiner »fürstl. Schatz- und Rent-kammer: die Ursache der Unvollkommenheiten unserer Handwerke ist die Verachtung der Handwerksleute in Deutschland, daß ein jeder Dintelesker einem rechtschaf-fenen Handwerker und Künstler vorgezogen wird.

Daher es kommen ist, daß die Eltern nur die dümmsten Jungen auf die Handwerke schicken. Wo sie aber ein wenig gute Naturalien bei einem Kinde mer-ken, da muß es studiren, und soll ein Doctor, Magister oder Rath aus ihnen werden, als welche Herren und Euer Ehrenfest mit der Zeit genannt werden und obenan sitzen.

Hingegen ein Handwerksman heißt Meister Niklas, und muß vor Jenem den Hut abnehmen und in der Hand tragen; durch welches Mittel es dahin gebracht ist, daß fast alle Zeit mehr Doctors und salva venia sich so nennende Gelehrte, als tüchtige Schuster und Schneider an einem Orte zu finden und zu haben sind.

Was ist aber der effectus von dieser übel eingerissenen Marime? Die will ich deutlich an den Tag legen, nämlich: zur Erlernung eines künstlichen Handwerks und Manufacturs, durch welche ein Land und Fürst mächtig und reich werden soll, werden lauter dumme Narren und Ochsenköpfe gebraucht; eben ob gehörte nicht soviel oder mehr Naturell dazu, wenn einer ein Handwerk recht ercoliren, als wenn er lernen sollte, wie er dormalen einstens einem Bauern einen Hochzeitbrief schreiben oder eine Supplication an den Richter stylisiren könne. Wie soll dann die Erhebung des Handwerks und der Manufactur von solchen Ausschüßlingen zu hoffen sein.

Die Verachtung des Handwerkers ist daher eine der Hauptursachen, daß die Manufacturen in Deutschland nicht emporkommen können.

Dagegen ist es immer mit nichts-nützigem, eitelm, bösem Gesindel angefüllt, was unter dem Prätext der Studien in seiner Jugend ein privilegiertes ruchloses Leben führt.

Ebenso urtheilt Justus Möser, der das Nichtgedeihn des deutschen Handwerks in dem Mangel an Zufluß aus der bemittelten Bürgerclasse findet.

Das Schmeicheln einer bemittelten Mutter schämt sich, die Hand an eine Zange oder Feile zu legen. Sollte es auch nur mit Schwefelhölzern handeln, so erhält es doch den Rang über dem Künstler und Handwerker, der den Lauf einer Flotte nach seiner Uhr regieret; dem Könige Kronen, dem Helden Schwerter und dem edlen Landmann Sensen gibt; über dem, der mit seiner Nähnaedel den Mann macht, und dem Gelehrten durch seine Presse Bewunderung und Ewigkeit verschafft.

Nicht manchen Ständen allein werde von oben herab Ehre und Rang gesichert; wird nur dem Verdienste der Kranz aufgesetzt, werden sich höhere Stände auch zu bürgerlichen Gewerben bequemen, der Mittelstand wird weniger nach höherem Range streben, sieht er höhere auf gleicher Stufe neben sich.

Die Ehre ist nun einmal eine starke Triebfeder eines jeden Standes, und der geringste Tagelöhner, der geringste Handwerker, ist ohne Ehrgeiz gewöhnlich ein schlechter Mensch.

Statt nun das Handwerkswesen durch jeden Sporn und besonders durch das Gefühl für Ehre in Aufnahme zu bringen, hat man in Deutschland durch den Reichsabschied von 1731 (die Grundlage aller Handwerks-einrichtungen zum Theil bis auf den heutigen Tag) womit man die Handwerksmißbräuche abschaffen wollte, dem Handwerker den größten Theil seiner bis dahin gehabten Ehre mit weggeschnitten. Die glücklichste Verfassung aber geht vom Throne in Stufen abwärts und jede Stufe hat einen Grad von Ehre, der ihr eigen bleibt, so daß die siebente eben sowohl ein Recht zu ihrer Erhaltung als die zweite hat.

Diesen Grundsatz hat man sowohl damals als bis in unsrer Zeit fast ganz aus den Augen gesetzt, und die Wissenschaften, welche sich damals immer mehr und mehr verbreiteten, erhoben den Mann, der von den Schuhen der Griechen und Römer schreiben konnte, weit über den Mann, der mit eigener Hand weit bessere machte.

Künste und Wissenschaften sagt der Sprachgebrauch, nicht Wissenschaften und Künste, und das mit Recht. Den Künsten verdanken wir Alles, den Wissenschaften viel. —

Die Kunst geht der Wissenschaft vor, nicht bloß im Werth, sondern auch im Ursprung.

Dem Künstler versagt die Gesellschaft nur zu gewöhnlich äußere Ehre, gebildeten Umgang, Theilnahme an der Regierung, und entvölkert dadurch die Classe der Künstler von guten Köpfen und bemittelten Leuten.

Man gebe der Kunst zurück, was ihrem Verdienste gebührt, dann wird der Verein zwischen Kunst und Wissenschaft zurückkehren, das Genie wird von dem Schreibpulte sich zur Werkstatt wenden, und die Fortschritte des Menschengeschlechts zum Ziel der höchsten Beredlung können unendlich werden.

———
 Allerlei Neuigkeiten.

Die ungarische gelehrte Gesellschaft verhandelte am 7. Oktober in zahlreicher Versammlung vier sehr interessante Berichte des dormalen im Orient reisenden ordentlichen Mitgliedes Johann Jerney. Nach Inhalt derselben hat der gelehrte Reisende jene Gegenden besucht, welche in der alten Geschichte unter dem Namen Sebedias bekannt sind, wo nach Constantin Porphyrogeneta die Altvordern der Ungarn vor ihrer Einwanderung nach Europa gelebt haben sollen; er hat nahe an tausend größere und kleinere Grabmäler entdeckt, die theils in Gebäuden eingemauert, theils in Gärten als Statuen aufgestellt sind, und welche er als wirkliche Grabmäler der Ungarn erkannte. Die Statuen stellen theils männliche, theils weibliche Personen dar. Die männlichen Statuen entsprechen vollkommen der vom erwähnten gekrönten Geschichtschreiber von den alten Ungarn gemachten Beschreibung, sie haben nämlich einen niedern Helm auf dem Kopfe, einen Schnurrbart, aber keinen Backenbart, in drei Zöpfe geslochtene Haare, verschürte Dollman und verbränten Pelz, enge Hosen in gespornte Stiefel gezogen, einen Speer, Köcher, Sabel und Gürtel. Die weiblichen Statuen haben einen der ungarischen ähnlichen Kopfschuß, Ohringe und Perlen am Hals, über einen faltigen Unterrock einen verbränten Pelz und sehr kleine Füße, welche Stiefel bedecken. Bisher hat der ehrenwerthe Reisende nur zwei in unversehrtem Zustande befindliche Köpfe sich verschaffen können, welche er in kurzem der ungarischen gelehrten Gesellschaft zu übersenden gedenkt.

Der Ofner und Pesther Musikverein, welcher bei seinem Entstehen größtentheils dem deutschen Element angehörte, hat in seiner am 2. Oktober abgehaltenen Generalversammlung beschlossen, künftig in allen seinen ämtlichen und Manipulationsfachen sich blos der ungarischen Sprache zu bedienen.

Der Hiradó berichtet: Im Bikafalva im Udvarhelyer Stuhl hielt Hr. J. S. in seinem Hofe einen Bären; in diesen Tagen besuchte der Eigenthümer mit einigen Freunden seinen lieben Zögling und befahl ihm ein Brot zu geben, was eine alte Frau bewerkstelligte, welche mit dem hoffnungsvollen Zögling nicht sehr bekannt war, und diese Unbekanntschaft auch betrauern mußte. Denn als sie ihm das Brot hinreichte, packte das Unthier die arme Frau, warf sie zu Boden und begann sie unbarmherzig zu martern. Die anwesenden drei Herren, statt das unglückliche Weib zu befreien, sprangen über Hals und Kopf durch Strauchwerk und Blanken davon, und überließen sie den Tzgen des Bären, aus denen sie sicher nicht lebendig entkommen wäre, hätte sich nicht ihre Tochter auf das Geschrei eiligst hinbegeben und mit staunenswerther Geistesgegenwart den Bären von ihrer Mutter gerissen. In dessen starb das Weib am dritten Tage unter schrecklichen Schmerzen und wie furchtbar sie zerfleischt worden sei, läßt sich daraus entnehmen, daß ihre Stirnhaut ganz gegen den Hinterkopf gekehrt war. — Es gibt leider noch Viele, die großes Vergnügen darin finden, wilde Thiere: als Wölfe, Bären und Füchse zu halten; wir machen sie aufmerksam, sich dies und ähnliche schreckliche Beispiele zur Warnung dienen zu lassen, wollen sie aber durchaus unnütze Brotfresser in ihren Häusern halten, so mögen sie solche doch lieber aus dem Menschengeschlechte wählen, wo man sie auch in gehöriger Menge finden kann; und mit diesen pflegen die Hausherrn gewöhnlich nur sich selbst, höchstens auch ihrer Familie zu schaden, ohne dabei das Leben anderer guter Menschen zu gefährden.

Die feierliche Einsegnung der Ehe der Königin Marie Christine von Spanien mit dem Herzog von Nanzares erfolgte auf besonderes Verlangen des heiligen Stuhls, nicht etwa weil die Ex-Regentin, wie fälschlicherweise behauptet wird, bisher in unehelicher Verbindung lebte — sie wurde im Jahr 1834 insgeheim mit Hrn. Munnoz von ihrem Hofcaplan getraut — sondern weil der heilige Vater darauf bestand, daß ihre Heirath mit den von der katholischen Kirche festgesetzten Feierlichkeiten vollzogen werden sollte. Die Unterlassung davon macht zwar nicht die Ehe ungiltig, aber wie, schon Tertullian sagt: die heimlichen Verbindungen wurden in den ersten Zeiten der Christenheit, gleich unüthlichem Wandel, mit Kirchenstrafe belegt. Das vierte Concilium im Lateran unter Innocenz III., sowie das tridentinische Concilium sprechen sich gleich energisch gegen die heimlichen Ehen aus. Unter andern sagt das Concilium von Trient darüber: »Die heimlichen Ehen sind von der heiligen Kirche aus den gerechtesten Ursachen immer ver-

abscheut worden.« Schon als die Ex-Regentin vor zwei Jahren Rom besuchte, hatte der Papst ihr zur Pflicht gemacht, ihre heimliche Ehe nach dem Geist der Kirche öffentlich zu machen. Die Königin erklärte sich bereit zu willfahren, doch erbat sie sich eine Fristverlängerung bis zur Volljährigkeit ihrer Tochter, der Königin Isabelle. Sie fürchtete nämlich, die Veröffentlichung ihrer Heirath könnte von ihren Feinden zu politischen Zwecken ausgedeutet werden, so lange Espartero die Regentschaft führte. Was die zukünftige Stellung der Ex-Regentin anbelangt, so scheint es gewiß, daß sie, sobald ihre Tochter vermählt ist (was nächstens entschieden werden soll), nach Frankreich sich zurückziehen gedenkt, wo sie ihre Residenz in Malmaison nehmen wird. Des vielbewegten politischen Lebens müde, will die Ex-Regentin in ländlicher Ruhe den Rest ihrer Tage zubringen, und mit der Malerei, wozu sie ein großes Talent besitzt, und mit der Verfassung ihrer historischen Denkwürdigkeiten die Zeit ausfüllen.

Luther, der Unglückliche, ist nicht nur verurtheilt, nicht in die Walschalla aufgenommen zu werden, ihm ist sogar der Eintritt in die Hallen der Geschichte verboten. Die neueste Weltgeschichte zum Gebrauche in Schulen in Baiern enthält kein Wort von Luther und der Reformation. Wie wird sich Luther ärgern, daß man ihn so schmähsch um die Unsterblichkeit prellt! (Transilvania.)

Gewerbefreiheit ist ein edles Gut, allein sie muß in regelnden Schranken erhalten werden, damit das Geld nicht den Menschen moralisch und physisch unterjocht. Um nur ein Beispiel zu geben, wie die Sachen jetzt in manchen Handwerken stehen, möge erwähnt werden, daß es in Breslau etwa 700 Schneider gibt, von denen aber nur 147 Gewerbesteuer zahlen können; dieses ungeheure Mißverhältniß erklärt sich leicht daraus, daß von jenen 700 nur etwa 200 selbstständige Meister sind, die übrigen 500 aber für wenige Kleiderhändler arbeiten müssen.

Der Sultan macht starke Fortschritte in der abendländischen Civilisation. Kürzlich ließ der belgische Gesandte in Konstantinopel, Hr. Behr, 200 Flaschen Grenzen-Lambik bei einem brüsseler Brauer kaufen, um dieselben Sr. Hoheit Abdul-Mesjid zu verehren. Der Koran verbietet zwar Wein, aber kein starkes brabantier Bier.

Am 19. Okt. hatte ein Herr zu Brüssel, der im dritten Stock des Hauses mit seinem Kinde spielte, das Unglück, daß selbe aus dem Fenster fallen zu lassen, nur einer der beiden Schuhe blieb in seinen Händen. Das arme Kind blieb auf der Stelle todt. Der Vater selbst wurde von Wahnsinn befallen, und seit dem Augenblick dieses unvorsäglichen Unglücks hat man den entseelten Körper seines Kindes seinen Händen nicht entreißen können.